Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 64 (1977)
Heft: 24

Artikel: Weihnachtscollage über den "lieben Gott"
Autor: Kurz, Paul Konrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-535364

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schweizer schule

Halbmonatsschrift für Erziehung und Unterricht

15. Dezember 1977 64. Jahrgang Nr. 24

Was meinen Sie dazu?

Weihnachtscollage über den «lieben Gott»

Die Rede vom «lieben Gott» begleitet die meisten von uns von Kind auf. Das Bild vom «lieben Christ» als Baby unter lieben Eltern, lieben Hirten, lieben Tieren, lieben Engeln schenkt sich und verfolgt uns in diesen Endtagen des Jahres. Das lieblichste Fest in einer für die meisten Menschen nicht lieben Zeit bleibt es bis auf weiteres zumindest hierzulande. Familienfest und Gedenken der Geburt des Heilandes, die vorübergehende Gemütserweichung eiskalter Geschäftsleute und hartgesottener Intellektueller – als ob das nichts wäre? Erinnerung an eine geschehene Kindheit, an erlittene Kindheiten nicht nur in Flüchtlingslagern in Fernost oder Slumvierteln in Fernwest, sondern vielleicht hautnah oder sogar in der eigenen Haut – als ob wir das nicht bräuchten?

Ob das Konsequenzen habe, fragte mich einer, der das politisch verstehen oder zumindest schreiben wollte, dass man das politisch verstehen müsse. Ansonsten bleibe alles privat und also konsequenzlos. Ich lasse die Disjunktion auf Gegenfragen auflaufen, die den Meinungsmacher irritieren. «Was essen Sie zu Weihnachten?» fahre ich fort. «Wieviel lassen Sie sich das Fest kosten? Laden Sie jemand ein? Wen? Besitzen Sie (ich sage mit Absicht ‹besitzen›) Freunde? Helfen die Ihnen, wenn Sie in Not sind? Haben Sie einmal gehungert? Wie viele Tage? Sind Sie zu irgend einer Zeit arm gewesen? Glauben Sie, dass Sattsein Sie verändert hat? Haben Sie einmal mit einem Gastarbeiter über seinen Arbeitsplatz, seine Kinder gesprochen? Haben Sie sich schon einmal durch Kinder gestört gefühlt? Wann haben Sie das letztemal mit Kindern gespielt?» Ich sagte, das seien Weihnachtsfragen. Jede Antwort hätte mit Voraussetzungen, Verhaltensweisen, Erfahrungen, Konsequezen zu tun.

Mich beschäftigte in diesen Tagen die Rede vom «lieben Gott», die mögliche Gestalt des «lieben Christ» in unserer nachaufgeklärten und industriellen Gesellschaft. Ich lese in Büchern. Ich versuche, mein Bewusstsein mit Hilfe gelesener Sätze zu versammeln.

Unsern Lesern und Mitarbeitern möchten wir am Ende des Jahrgangs 1977 ein Wort des herzlichen Dankes sagen. Es war für den Redaktor kein leichtes Jahr. Zwar erhielt er manche Anerkennung, aber daneben bedrückt ihn doch der Rückgang an Abonnementen, so dass die Zukunft unserer Zeitschrift ungewiss bleibt. Darum bitten wir Sie um Ihre Treue gegenüber der «schweizer schule». Vielleicht erwägen Sie ein Geschenkabonnement für jemanden aus Ihrem Bekanntenkreis.

Wir freuen uns auf die Fortsetzung unseres Gedankenaustausches und wünschen Ihnen zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahr Gottes Segen und Zuversicht. Mit freundlichem Gruss

Redaktion und Verlag

Insgeheim suche ich das «schöne Bild», «. . . dass Gott schön werde», wie jüngst ein Theologe forderte,[1] *wie die Dichter immer schon dachten. Man muss die Gegensätze stehen lassen, die Ungleichheit des Gleichzeitigen sehen, die Paradoxa zeigen. Zum Beispiel Geburt* und *Galgen, wie Ignatius von Loyola in seinen Exerzitienanweisungen sagt. Die Geburt von Bethlehem als ein unsere Existenz betreffendes Ereignis ist weit weg. Wenn man die Krippenberge und Stereogeräte abbaut, wird alles fremd. Wer überwindet wie das Museale des Weihnachtsfestes? fragt der Zisterzienser* Stephan Reimund Senge:

Im Museum

Heute
kalkweiss die
Backenknochen der Mumie Weihnachten.

Kerzen in den Augenhöhlen,
verwittert Jahrzahl und
Fundort des Schädels.

Der Mund des Märchenerzählers
hat Raum für Geläut,
vollautomatisch und stereo.

Wer gräbt
das Geheimnis aus?[2]

Die Sinnworte heissen: Mumie, Totenschädel, Märchenerzähler, Geheimnis. Die ersten beiden Strophen vergleichen das Fest mit einer Mumie. Sie setzen die Metapher als abgekürzten Vergleich, bauen das Bild des mumifizierten Schädels aus. Die dritte Strophe setzt einen Märchenerzähler zur Mumie Weihnachten in Beziehung. Er ist kein naiver Märchenerzähler, sondern ein vollmundiger, der «Raum hat für Geläut». Das Attribut «vollautomatisch und stereo» kann sich auf «Geläut» und auf «Mund» beziehen.

Es qualifiziert zuletzt den Märchenerzähler, seine Rede, seine Geschichte. Weihnachten, sagt das Gedicht, ist kein Stereo-Märchen, eher eine «Mumie». Sie muss (4. Str.) ausgegraben, erforscht, gezeigt, erklärt werden. Wer tut das? Der Pfarrer für seine Gemeinde? Der Vater für seine Kinder? Der kundigere Freund für seine weniger kundigen? Oder jeder für sich und immer wieder, weil es um ein lebendes «Geheimnis» geht? Muss einer selbst Erfahrungen machen? Worte und Ereignisse, Gelesenes und Geschautes vergleicht mit seinen Glaubenserfahrungen der evangelische Pastor und Schriftsteller Johann Christoph Hampe *in seinem neuen Essayband*[3]*. Er denkt an die diskutierenden jungen Leute, an Wallfahrer, die in Indien ihren Guru suchen. War Jesus lieb? fragt er, als der Meister den wohlhabenden jungen Mann, der mit ihm diskutieren und aufs Ganze gehen wollte, provozierte, sein ganzes bisheriges Leben aufzugeben? Der gute Mensch Jesus ist unter jungen Menschen gefragt.*

«Nach zweitausend Jahren Kirche aus Holz und Stein und Edelstein wollen sie wieder auf ihn, den Nomaden aus dem Stall, blikken, um Menschen zu werden, Leben zu haben, an ihm ablesen: Sanftmütigkeit, Friedfertigkeit, Leisesein, Nichts-für-sich-Wollen und vor allem Frei-Sein. Nach zweitausend Jahren schwer verdaubarer Dogmatik wollen sie es wieder traulich haben zu seinen Füssen, vom guten Hirten behütet sein, mit ihm ziehen, dem besseren Menschen, dem Menschen wie unsereins, dem guten.»

Jesus war gut, ohne Frage. Aber er war anders gut als in unserem üblichen Wortgebrauch. Wenn wir von Franz von Assisi sagen, dass er gut war, oder von Mutter Teresa in Kalkutta, dass sie gut ist, dann nimmt das Wort einen anderen Kontext, eine andere Aura an. Wir spüren den qualitativen Unterschied, den wir mehr ahnen als benennen können mit Worten wie wurzelhaft, umfassend oder aus dem Innersten. Wir meinen ein Gutsein, das eine so intensive Gegenwart ausstrahlt, dass sie einen anrührt und transzendiert. Jesus war gut. Lieb dagegen, lieb in jenem verharmlosten Sinn, in dem das späte Bürgertum seit dem 19. Jahrhundert das Wort gebraucht, war er nicht. Wenn das Attribut die Distanz ungemäss verringert, das Kriterium der richtenden Wahrheit ausschliesst, Vertraulichkeit bis zur Anbiederung erlaubt, ist es ungeeignet, eine Qualität der Beziehung des göttlichen Du zum Menschen auszusagen.

Man frage sich einmal, war der Jahwe-Gott *des Alten Testaments zu Moses oder Elias oder Jesajas oder zu einer der namentlich erwähnten Frauen* lieb? *Natürlich nicht, sagt der religionsgeschichtlich gebildete Christ. Das war dem Neuen Testament vorbehalten.*

War – so fragen wir dann weiter – Jesus zu Petrus lieb, zu Matthäus oder zu Johannes? Er hat sie geliebt, jeden auf die ihm mögliche und den Jünger-Freund erfüllende Weise. Er hat den jünglinghaften, unverheirateten Johannes zuletzt in besonderer Weise in seine Nähe gelassen. Aber war er zu ihm «lieb»? Ich glaube, wer ein differenziertes Sprachbewusstsein hat, wird sich auch hier vor dem Attribut hüten. Scheu vor dem zu Bezeichnenden verbietet das schal gewordene Wort. Als Luther *das Wort gebrauchte, zum Beispiel in seinem Weihnachtslied «Gelobet seystu Jhesu Christ» (!), hatte das Wort Sinn. Da schmeckte es, schloss es Glaube, sogar Freude und Hoffnung ein. Die beiden letzten Strophen lauten in ihrem ursprünglichen Sprachstand:*

Er ist auff erden kommen arm /
dass er unser sich erbarm /
Und ynn dem hymmel machet reych /
und seynen lieben engeln gleich /
Kyrio.
Das hat er alles uns gethan /
seyn gross lieb zu zeygen an /
Des frew sich alle Christenheyt /
und danck yhm des ynn ewickeyt /
Kyrioleys.

Hier ist, nachdem erst durch die Mystik des ausgehenden Mittelalters und die Devotio moderna *ein grösserer affektiver Wortschatz in den Sprachgebrauch (und zwar primär in den religiösen) Eingang gefunden hatte, das Wort «lieb» möglich. Mehr, es ist ein kreativer Akt, eine sprachliche Tat. Heute sollten die meisten Menschen unserer Sprachregion eine Zeitlang ohne den «lieben» Gott, ohne den «lieben» Jesus und ohne das «liebe» Jesulein auskommen. Die Aussparung des Attributs könnte bei bewusst Sprechenden ein religiöser Akt sein.*

Ich finde den Verzicht auf blosse Wiederholung eines vorhandenen religiösen Vokabulars, die Anstrengung gegenüber einer von jeder Zeit (zumindest zum Teil) neu zu findenden Sprache zum Beispiel bei Wilhelm Willms. *In seinen eben erschienenen Bausteinen zu Gottesdiensten mit Kindern und Familien erzählt er die* Hirtengeschichte *nach Lukas neu. Ein Ausschnitt daraus:*

eines tages kam ein engel nach heinsberg
er war zugezogen
wo er richtig herkam wusste keiner
er arbeitete bei ‹glanzstoff›
er war ganz anders
er war ganz einfach
dass man nicht mehr mitkam
einige arbeiter bei ‹glanzstoff› sagten
«ein engel für uns»
andere sagten das gegenteil
«ein verrückter
ein kommunist
alles teilt er
ein revolutionär
ein gefährlicher typ»
alle aber
auf deren seite er stand
die armen
(und wer wäre das eigentlich nicht)
flogen auf ihn zu
bekamen selbst flügel
sie waren ganz ohr
sie nahmen alles was er sagte
und tat
begierig auf
alles was dieser zugezogene engel
sagte und tat
es bildete sich bei ‹glanzstoff›
um diesen engel ein kreis
eine gruppe
und in dieser gruppe
sahen sie alles anders
sie waren nicht mehr blind füreinander
sie waren nicht mehr taub füreinander
sie waren nicht mehr fühllos
und nicht mehr stumm . . .[4]

Mit den Mitteln sprachlicher Reduktion und konjunktionsloser Reihung wird hier eine alte Geschichte neu erzählt, lokalisiert, verfremdet. Verwunderung stellt sich ein, Nachdenken, Staunen. Das Anknüpfen an eine bildliche Engelvorstellung erscheint Kindern gegenüber sinnvoll. Man könnte für Erwachsene die Geschichte weiter verfremden, indem man die Engelvorstellung auslässt und das Anderssein des Ankommenden ohne bereits vorhandene Namen, Vorstellungen beschreibt, also beginnend: «Eines Tages kam einer nach Heinsberg . . . » (ein Ort zwischen Köln und Aachen, wo Willms Pfarrer ist). Oder er erzählt die Geschichte von der Herbergssuche und Geburt. Die schlimmen Ver-

wandten, den hartherzigen Wirt, den moosig angewärmten Stall kennen wir. So erzählt, löst die Geschichte wenig oder nichts aus. Willms verfremdet sie, indem er aktualisiert, das Milieu verändert. Da will eine schwangere Frau in ihrer Not ihr Kind in einer Kapelle zur Welt bringen. Ein Mann und eine Frau machen ernsthaft Anstalten zur Entbindung. Die Putzfrau (es könnte auch ein Herr Pfarrer sein) ruft die Polizei. Die kommt und stellt als erste Frage: Name Beruf wohnhaft zuletzt beschäftigt? Die Nichtehrbarkeit wird polizeilich und nachbarlich festgestellt. Ist solche Niederkunft lieb? die Mutter? der Vater? das zweifellos nicht hygienisch gereinigte Baby? Ich frage mich, warum wir Weihnachten immer so unrealistisch feiern wollen. Schliessen sich Fest und realistisches Gedenken aus? Was ist das für eine Feier, wenn sie die Realität ihres Gegenstandes nicht aushält?

Vergangenes Jahr lud Horst Nitschke *aus Gütersloh Beiträger ein zum Thema* «Wie war das mit dem lieben Gott?»[5]. *Die Antworten von namhaften Publizisten, Professoren, Theologen, Schriftstellern sind inzwischen als Buch erschienen. «War er lieb? Blieb er lieb? Hat er sich gewandelt? Ist Rückkehr zum Kinderglauben erwünscht oder Aufbruch und Fortschritt weg aus dem Kinderhaus? Hat das Fundament getragen – oder musste Ballast abgeworfen werden?», fragt der Herausgeber in seiner Einleitung. Oder ist, wie Teilhard de Chardin meint, «Gott nur nach vorwärts interessant»? Bevor ich die Kindheitsgeschichte von Albrecht Goes am Anfang und die köstlich ironischen Briefe von Kurt Marti am Ende des Buches lese, denke ich an die als Buch erschienenen* Kinderbriefe «An den lieben Gott».[6] *Realistisch: «Lieber Gott! Mein Vati sagt, er möchte für nichts in der Welt Deinen Posten haben. Er ist Elektrotechniker. Könntest Du nicht dafür sorgen, dass er nicht so viel arbeiten muss? Ihr solltet beide nicht so schwer arbeiten. Deine Patricia.» Oder «Lieber Gott, ich möchte wetten, dass Du noch nie Diät essen musstest. Ich hab's langsam satt. Andrea.» Weihnachtlich und von nicht geringem bildlichem Einfluss: «Lieber Gott, wer hat eigentlich Weihnachten erfunden? Es ist zu schön. Warst Du es? Ich mag die Engel mit den Goldflügeln an unserem Christbaum besonders gern. Deine Felicitas.»*

Die Kinder hier kommen mit dem «lieben Gott» problemlos zurecht. Hatten sie liebende Eltern, so dass die Übertragung der sichtbaren Liebe auf die weniger sichtbare unreflektiert möglich war? Hatten sie Eltern, die die Vorstellung von einem «lieben Gott» umso notwendiger machten? Ich glaube, es gibt heute frühreife Kinder, die mit dem «lieben Gott» nichts mehr anfangen können. «Warum gibt er, wenn er lieb ist», hörte ich ein Kind sagen, «mir keinen Papi?» «Warum muss meine Mutter den ganzen Tag arbeiten, um Geld zu verdienen?» Die Theodizeefrage, die Geschichtsfrage, die Weltfrage mit der ausdrücklichen Absage oder enttäuschten Anfrage an den «lieben Gott».

Zum Beispiel beim jungen Brecht *in der blasphemisch aufbegehrenden ‹Hymne an Gott›: «Du aber thronst ewig und unsichtbar / Strahlend und grausam über dem ewigen Plan.» Nach 1945 klagt* Wolfgang Borcherts *Heimkehrer Beckmann (in ‹Draussen vor der Tür›, 1947) den «lieben Gott» an:*

«. . . Aber ich sage nicht Lieber Gott, du, ich kenne keinen, der ein lieber Gott ist, du! . . . Warst du lieb, als du meinen Jungen, der gerade ein Jahr alt war, als du meinen kleinen Jungen von einer Bombe zerreissen liesst? Warst du lieb, als du ihn ermorden liesst, lieber Gott, ja? . . . Wo warst du eigentlich, als die Bomben brüllten, lieber Gott? Oder warst du lieb, als von meinem Spähtrupp elf Mann fehlten? Elf Mann zu wenig, lieber Gott, und du warst gar nicht da, lieber Gott. Die elf Mann haben gewiss laut geschrieen in den einsamen Wald, aber du warst nicht da, einfach nicht da, lieber Gott. Warst du in Stalingrad lieb, lieber Gott, warst du da lieb, wie? Wann warst du denn eigentlich lieb, Gott, wann? Hast du dich jemals um uns gekümmert, Gott?»

Brecht und Borcherts Beckmann-Gestalt greifen den «lieben Gott» direkt an. Günther Grass *ironisiert ihn im Roman ‹Die Blechtrommel› und im Gedicht. «Unter dem Kaffeewärmer sitzt der liebe Gott / und kann es nicht verhindern / dass er langsam kalt und böse wird.»*

Gottesneurose

Die schärfste Abrechnung mit dem «lieben

Gott» geschah jüngst von psychoanalytischer Seite. Tilmann Moser, *bekannt geworden durch seine Selbstanalyse ‹Lehrjahre auf der Couch›, berichtet in einer zweiten, tiefer greifenden Analyse seine Gottesneurose, die er als Kind und junger Mann erfuhr. Als Kind engstirniger, rigider und ausserhalb eines bescheidenen Formelvorrats sprachloser (protestantischer) frommer Eltern erfuhr er eine «Gottesvergiftung». Sie hinderte ihn, sich selbst zu finden und andere als Mitmenschen und Partner zu suchen. Sein Brief an den «lieben Gott» beginnt:*

«Lieber Gott, ich möchte mit einem Fluch beginnen oder mit einer Beschimpfung, die mir bald Erleichterung brächte. Eine Art innere Explosion müsste es werden, die dich zerfetzte ... Du warst eine solche Enttäuschung, ein solcher Betrug in meinem Leben, dass ich, als ich ganz allmählich und unter Qualen dahinterkam, dich links liegen liess. Du warst einst so fürchterlich real, neben Vater und Mutter die wichtigste Figur in meinem Kinderleben. Du hast überlebt in meiner seelischen Struktur: ganze Gewölbe, Verehrungsthrone, innere Zimmer- und Kapellenfluchten wurden für dich angelegt. Du haustest in mir wir ein Gift, von dem sich der Körper nie befreien konnte. Du wohntest in mir als mein Selbsthass. Du bist in mich eingezogen wie eine schwer heilbare Krankheit, als mein Körper und meine Seele klein waren. Beide wurden, entgegen einer freieren Bestimmung, zu deiner Wohnung gemacht. Es gab Jahre, wo ich dir mein Leben weihen wollte, wo zwischen dir und mir verhandelt wurde über einen Erwählungsvertrag ...

Ein Teil meines Hasses auf meine Familie rührt daher, dass sie mir die Gotteskrankheit eingegeben hat. Du wurdest mir eingeträufelt, kaum dass die ersten Zeichen der Empfänglichkeit, der Verwundbarkeit sichtbar wurden. Das Anwachsen der Krankheit wurde, alter Familientradition gemäss, mit Freude betrachtet. Sie haben das Wuchern der Tumore in meiner Seele nach dem Kalender des Kirchenjahres verfolgt und gefeiert. Diese Feste waren die Höhepunkte des Krankheitsverlaufs ...

Du gedeihst in den Hohlräumen sozialer Ohnmacht und Unwissenheit. Du blühst aus der Lebensangst meiner Vorfahren, aus allem Unverstandenen, das sie heimgesucht hat, vor allem aber: aus ihrer Ungeborgenheit, aus ihren seelischen Entbehrungen, gegen die sie sich wie eine riesige Plombe in einen faulenden Zahn gesetzt haben ...»[7]

Mosers Abrechnung mit dem «lieben Gott» seiner Kindheit ist wahrscheinlich der grösste persönliche Fluchpsalm, der in diesem Jahrhundert in deutscher Sprache geschrieben wurde. Wenn er den katholischen «lieben Gott» seiner Schulkameraden freundlicher, nachgiebiger, menschlicher sieht, könnte sich ein eilfertiger Apologet sogleich bestätigt sehen, aber eben nur ein eilfertiger. Der katholisch aufgewachsene Peter Handke scheint ähnlich am Gott seiner Kindheit zu leiden. Wieviel von den Eltern, Lehrern, von der ganzen Umgebung abhängt, weiss man. Es gehört zum Erschütternden einer Lebensgeschichte, dass der allmächtige «liebe Gott» so sehr ein ohnmächtiger Gott ist, ein Gott der Eltern, Erzieher, Pfarrer, der Autoritäten und Verführer aller Couleurs.

War Gott ein lieber Gott? *Die meisten Beiträger des Buches von Nitschke bejahen das in irgend einer Form. Manche berichten von einer Krise im späteren Leben, alle von einer Weiterentwicklung des Gottesbildes. Kommt der relativ einmütige Tenor der Aussagen vielleicht daher, dass die meisten Beiträger einem gebildeten Bürgerhaus entstammen? Humorvoll schreibt* Kurt Marti *einen Brief an den «lieben Gott», einen zweiten an Herrn Dr. Nitschke, in dem er ironisch mitteilt, auf den ersten Brief sei keine Antwort eingetroffen. Dann schreibt er: «Ich bin in einer Geborgenheit aufgewachsen, die Gott kaum verbalisiert, ihn aber – so glaube ich – als Liebe, als Solidarität und Verlässlichkeit vorausgesetzt hat. Ein Glücksfall, wie mir scheint.» Später allerdings, im Religionsunterricht sei ihm ein Gott angeboten worden, gegen den er rebelliert habe, ein «kleinlicher», heute würde er sagen «ein bourgeoiser Gott». Ein anderer Autor,* Rudolf Otto Wiemer, *christlicher Lyriker von Rang, setzt seine «Anfrage wegen eines Adjektivs» in Verse. Die Theodizeefragen sind ihm bekannt, die eigene Erfahrung auch; Kriege hat er mitgemacht, Irrenhäuser besucht. Am Ende bittet er – wen eigentlich? – ironisch, «... doch sage mir, falls das / Adjektiv ‹lieb›*

nicht mehr gilt, (wo es Jahrhunderte / doch im Schwange war, trotz Herrn Hiobs Geheul und trotz / Golgotha) – sage mir, Gott, wie soll ich dich nennen?»

Gabriele Wohmann *hat in ihrem Roman ‹Schönes Gehege› (1975) die für literarische Ohren provozierenden Sätze geschrieben: «LIEBER-GOTT-Sagen ist möglich. Das liegt an mir. Ich habe das geschrieben.»*[8] *Aber durch welche Krisen ist sie selbst, ist ihre Ich-Figur zuvor gegangen? Welche gnädige «Atemwende» hat sie erfahren? Wieviele Jahre, Jahrzehnte konnte sie diesen Satz literarisch und wahrscheinlich auch persönlich nicht sagen?*

Ist Gott lieb? Ist er, weil er liebt – was man nur selten spürt –, ein lieber Gott? Ich werde mich hüten, die Frage zu entscheiden. Ich sehe Gründe, die zur Vorsicht mahnen. Ich habe Sätze ins Feld geführt, Reiter und Springer, die dem Wort Schach bieten. Ich werde nicht mit dem Mikrophon in der Hand herumlaufen und die Leute in der Fussgängerzone oder vor der Kirchentür fragen. Ich möchte dieses Weihnachtsfest ziemlich gedankenlos verbringen. Ich möchte, wenn ich die Schaufenster betrachte (eine Welt aus Schaufenstern), die Postwurfsendungen für Kinderdörfer öffne, die Leute in der Kirche anschaue, das Radio einschalte, zum Mitsingen aufgefordert werde, Dinge, Briefe, Gesichter, Chöre, Lieder fragen: War Gott lieb? Seid ihr deswegen Ding, Brief, Gesicht, Chor, Lied, weil er . . . ? Vielleicht bringt mich das Fragen in Kontakt mit dem, was ich erfahren möchte. Vielleicht verändert mich die Erfahrung.

Paul Konrad Kurz,
in: «Orientierung», Nr. 23/24, Dez. 1976

Literatur:

1 Rudolf Bohren: Dass Gott schön werde. Praktische Theologie als theologische Ästhetik. Siehe Orientierung 1976, S. 95 f.

2 Stephan Reimund Senge: Geglitten aus Botschaften. Verlag Himmerod Drucke 1973.

3 Johann Christoph Hampe: Türen ins Freie. Essays zur Welterfahrung. Kaiser-Verlag, München 1976.

4 Wilhelm Willms: Aus der Luft gegriffen. Bausteine zu Gottesdiensten mit Kindern und Familien. Verlag Butzon & Bercker 1976.

5 Horst Nitschke: Wie war das mit dem lieben Gott? Erfahrungen, Erinnerungen, Einsichten. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1976.

6 Kinder schreiben an den lieben Gott. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1976.

7 Tilmann Moser: Gottesvergiftung. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 1976.

8 Zu Gabriele Wohmanns Roman «Schönes Gehege» siehe Orientierung 1975, S. 253 f.

Aktuelle Kurzmeldungen der «schweizer schule»

CH: Innerschweizer Erziehungsdirektoren zur Oberstufenreform und Uni Luzern

Die Innerschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz befasste sich an ihrer Sitzung vom 23. November wiederum mit Fragen der regionalen Oberstufenreform und mit dem Zentralschweizerischen Universitätsprojekt. Zu beiden Themen nahm die Konferenz eine umfassende Orientierung entgegen. Ferner wurde die Frage behandelt, ob und mit welchem Auftrag der Zentralschweizerische Beratungsdienst für Schulfragen (ZBS) über das Jahr 1979 hinaus fortgeführt werden soll. Die Aufsichtskommission des ZBS hat der Konferenz in nächster Zeit die entsprechenden Anträge zu unterbreiten.

Die Sitzung stand letztmals unter dem Vorsitz des Zuger Erziehungsdirektors Dr. Anton Scherer, dessen zweijährige Präsidialzeit auf Ende dieses Jahres abläuft. Regierungsrat Dr. Scherer hat in den vergangenen zwei Jahren die Innerschweizerische Erziehungsdirektorenkonferenz sehr erfolgreich und konziliant geführt. Zu seinem Nachfolger wählte die Konferenz den Erziehungsdirektor des Kantons Uri, Regierungsrat Josef Brücker.

CH: Schweizer und Gastarbeiter-Lehrer

St. Gallen war kürzlich Schauplatz einer schweizerisch-ausländischen Lehrertagung. Die Tagung wurde von der schweizerischen Unesco-Kommission organisiert und sollte schweizerische und in der Schweiz wirkende ausländische Lehrer einander näherbringen. Es wurden Probleme und